

**alliteraverglag**

Von der Kindheit im urwüchsigen Estland bis hin zu der dramatischen Flucht vor den Russen, vom harten Leben im Nachkriegsdeutschland bis hin zu den historischen Ereignissen um die deutsche Wiedervereinigung – Ulrike Tillichs autobiografische Bilder sind eine beeindruckende Darstellung von mehr als sechzig Jahren deutscher Geschichte und gleichzeitig eine berührende Schilderung eines persönlichen Schicksals. In der Tradition von Arno Surminski und Marion Gräfin Dönhoff erweckt Ulrike Tillich auf bewegende Weise und ohne Verbitterung eine Welt zum Leben, die sie 1945 für immer verlassen musste und erst ein halbes Jahrhundert nach der Umsiedlung erneut besucht: ein Estland, das in der globalisierten Welt nach der Wende zwar seine archaische Unberührtheit verloren, aber nichts von dem in der Erinnerung aufbewahrten Zauber eingebüßt hat.

ULRIKE TILLICH, geboren 1923 in Dorpat/Tartu (Estland), kam durch die Umsiedlung der Deutschbalten 1939 nach Posen. 1945 floh sie mit ihrer Mutter und ihrer Schwester ins westliche Deutschland; ihr Vater fiel in Posen. Seit dem Tod ihres zweiten Mannes Ernst Tillich (der als Mitglied der Bekennenden Kirche drei Jahre in einem nationalsozialistischen KZ verbracht hat), lebt Ulrike Tillich in München. Für ihre Prosatexte ist sie mehrfach ausgezeichnet worden, unter anderem von der Internationalen Assoziation deutschsprachiger Medien (1983), dem Schulreferat der Rheinischen Evangelischen Kirche und dem Literaturbüro Düsseldorf (1. Preis Kurzprosa Wettbewerb, 1986) sowie von der Künstlergilde Esslingen (Lyrikpreis, 2005).

Ulrike Tillich

Ich suche  
allerlanden einen Engel

Autobiografische Bilder

**aliteraverglag**

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm  
unter [www.allitera.de](http://www.allitera.de)

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

September 2006

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2006 Buch&media GmbH

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany · ISBN 3-86520-212-8

# Inhalt

Kindheit und Jugend in Estland bis zur Umsiedlung . . . . . 7

Zwischen Familientraditionen, multi-ethnischer Umgebung und wachsendem Einfluss aus NS-Deutschland · Teilnahme am großdeutschen Turnfest in Breslau 1938 · Kriegsbeginn und Umsiedlung in das besetzte Polen 1939

Kriegsjahre bis zur Flucht 1945 . . . . . 43

Abitur, Arbeitsdienst, Kriegshilfsdienst in einer Munitionsfabrik, Anstellung in Posener Buchhandlung, Stipendium für Schauspielunterricht · 1945 Flucht in den Westen über Dresden, Bombenangriff · Mit Mutter und Schwester Flüchtlingsleben in Niedersachsen – erst in einem Schloss, dann über einem Kuhstall · Vater in Posen gefallen

Neuanfang in Westdeutschland 1946 . . . . . 65

Arbeit in einer Druckerei · Studentenehe – Kind – Scheidung · Büroarbeit in Suchdienst nach Internierungsoptionen in damaliger Sowjetzone, danach bei einem Architekten in Hannover · Zweite Ehe mit Ernst Tillich · Umzug nach Düsseldorf · 1962–1983 Verwaltungsangestellte in Lehrerfortbildungsinstitut · Erste Lesungen und Veröffentlichungen, Begegnungen und Freundschaften u.a. mit jüdischen Autoren aus Czernowitz und Polen · Tod des Ehemanns · Später Umzug nach München

Wiederssehen mit Estland 1989 . . . . . 99

*Ich suche allerlanden eine Stadt,  
Die einen Engel vor der Pforte hat.  
Ich trage seinen großen Flügel  
Gebrochen schwer am Schulterblatt  
Und in der Stirne seinen Stern als Siegel.*

Aus: Else Lasker-Schüler, »Gebet«

## Kindheit und Jugend in Estland bis zur Umsiedlung

**E**in süßes Glück unter Stachelbeersträuchern, die mir ihre Beeren, durchsichtig und hellgrün wie Weintrauben, direkt in den Mund hängen ließen, das ist meine früheste Erinnerung. Und dass Stufen abwärts führten in eine Küche im Souterrain, wo ein mit dunklem Stoff bezogenes Sofa stand; Hände von Erwachsenen, die mich hielten und hoben, Beine, die neben mir gingen. Ich war keine zwei Jahre alt und mit meiner Mutter zu Besuch bei ihrer Schwägerin, die den Schlossherrn von einem Gut mit tempelartigen weißen Säulen in einem tiefen Fichtenwald in Estland geheiratet hatte. Dass die Stufen abwärts gingen, hieß aber auch, dass mein Onkel bereits enteignet war wie alle deutschen Großgrundbesitzer Anfang der zwanziger Jahre, als die Esten ihre selbstständige Republik gegründet hatten. Mein Onkel wohnte vorläufig in einigen Räumen des Verwalterhauses. Ein Stück Land, das nicht zum Leben reichte, war ihm geblieben. Später fand er eine Anstellung bei einer Bierbrauerei in der Stadt. Sein weißes Schloss habe ich nie gesehen, keiner von der Familie wollte es sehen, nachdem ein staatliches Krankenhaus daraus geworden war.

Vom enteigneten Gut meines Großvaters mütterlicherseits habe ich immerhin ein Stück vom Dach zwischen Parkbäumen von weitem aus dem fahrenden Zug erblickt. Denn wenn wir aus der kleinen Hafen- und Badestadt Pernau nordwärts in die Hauptstadt Reval zu meiner Großmutter fahren, pflegte meine Mutter ungefähr auf halber Strecke zu sagen: »Kinder, steht auf, da hinten seht ihr das Dach von Haggud.« Auch sie hat es von nahem nie wieder sehen wollen nach der Enteignung, es war schon davor ein Trauerort, nachdem ihr Vater 1917 von den Bolschewiken ermordet worden war.

Diese verlorenen Orte und die Erzählungen, die sich um sie rankten, waren unsere Mythen und Sagen. So spielten wir mit den Puppen »Flucht vor den Bolschewiken«.

Wenn mein Vater, der Pastor in Pernau an der deutschen Kirche war, vor dem Altar stand und der Kantor, bevor die Orgel einsetzte, auf die Blasebälge trat, was ein stampfendes Geräusch hervorrief, stellte ich mir vor, das seien einmarschierende Bolschewiken, und ich fragte mich: »Was mache ich nun?« Dann stellte ich mich in Gedanken neben meinen Vater, bereit, mit ihm zusammen erschossen zu werden.

Es gab viele Märtyrergeschichten, die Leuchtsignale setzten. Im Gefängnis von Dorpat fanden sich 1918 der deutsche Pastor Hahn und der russisch-orthodoxe Bischof Platon über die damals feindseligen Mauern der Konfession hinweg vor ihrer Erschießung im Gebet und Zuspruch für Mithäftlinge zusammen. Im Gefängnis von Riga sang ein Mädchen, Marion von Klot, den Gefangenen auf dem Weg zur Hinrichtung Trost zu mit dem Lied »Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl ...«, bis sie selber erschossen wurde.

Das waren unsere Heiligenlegenden. Sie säten keinen Hass und keine Verbitterung. Doch die gab es auch. »Besser auf dem Parkett erschossen werden, als später im Hinterzimmer als Enteigneter ein Tagelöhnerdasein fristen«, sagte eine Tante, als sie wie viele ihre Koffer für die Emigration nach Deutschland packte. Wir waren gerettet, wenn auch enteignet in der neu entstandenen estnischen Republik. Die seit Jahrhunderten führende deutsche Adelschicht empfand die Degradierung natürlich besonders stark. Den deutschen Bürgerlichen blieben im bescheidenen Rahmen kaufmännische oder akademische Existenzmöglichkeiten. Trotzdem bot dieses Leben wie nach einem überstandenen Schiffbruch oder einer Feuerbrunst für uns Kinder immer noch Glück und Geborgenheit. Wir hörten zwar unausgesetzt die Mär von der guten alten Zeit und dann der schrecklichen Katastrophe, aber wir hörten sie unter einer warmen Patchworkdecke, die meine Großmutter genäht hatte, oder in den geretteten Biedermeiermöbeln aus dem Salon des enteigneten Gutes oder am Esstisch mit der weißen Damasttischdecke (meine Mutter hatte als Kind geglaubt, die Bürgerlichen speisten vom Wachstum), wir hörten sie ohne zu hungern und zu frieren. Das kam später. Noch wussten wir nicht, dass die Flucht vor den Bolschewiken auch für uns kein Puppenspiel mehr sein würde.

Wir lebten in einer kärglichen Idylle, die einen eigenen Charme hatte. Wenn ich die kleinen bräunlichen Fotografien betrachte,

die meine Mutter wunderbarerweise im Umsiedler- und Flüchtlingsgepäck gerettet hat, dann fällt mir auf, dass ich mich immer in allen Lebensaltern vom Säugling bis zur Jugendlichen in einer Gruppe suchen muss. Es gibt kaum Einzelfotos, immer bin ich eingetaucht in eine Ansammlung von Geschwistern, Cousinen und Vettern oder noch größeren Gruppen wie dem Kinderchor der deutschen Kirche oder später den Pfadfindern. Es war nicht nur, weil man besondere Zusammenkünfte festhalten wollte, sondern man lebte auch alltags in allen möglichen Symbiosen. Berufslose, unverheiratete Tanten und Schwestern kamen in Familienhaushalten unter, Stadtbewohner nahmen Schüler vom Lande als Pensionäre auf. Die sehr kleine deutsche Minderheit im neuen, sehr kleinen, noch vorindustriellen Staat rückte instinktiv enger zusammen. Eine andere Unterhaltung als die Geselligkeit miteinander und den Klatsch übereinander gab es nicht, und Autos gab es auch kaum. Aber die Landschaft war eine Kulisse, so rein und wild, wie es sie heute kaum noch gibt. Das Meer durchsichtig klar, und der Wald wusste noch nichts vom Sterben.

Der Wald umschloss den Pfarrhof meines Großvaters väterlicherseits. Die Landpfarren waren mehr oder weniger große Höfe mit Ackerland und Vieh. Das Pastorat lag nicht weit vom Anwesen meines enteigneten Onkels. Jeden Sommer verbrachten wir bei den Großeltern. Mein Großvater war Propst eines estnischen Kirchenbezirks auf dem Lande. Denn die Landbevölkerung war durchweg estnisch. Er galt allgemein als starke, urwüchsige, humorvolle Persönlichkeit, volkstümlich, ganz unbeirrbar in seinem christlichen Glauben, der ihm sichtbar Kraft für Lebensbewältigung und Freiheit zur Lebensfreude gab. Zu seiner Lebensfreude gehörten das Landleben und Pferde. Ich kann ihn mir außerhalb seiner naturhaften, patriarchalischen, bäuerlichen Welt nicht vorstellen. Einmal, als er meine Mutter mit Pferd und Wagen von der kilometerweit entfernten Busstation abholte, trug er zu ihrem Befremden einen lila und weiß gestreiften Schlafanzug. Pyjamas waren damals gerade in Mode gekommen, es war ein Geburtstagsgeschenk. Er fand es viel zu schade zum Schlafen, als Sommeranzug jedoch bequem und nützlich.

Aber Achtung gebietend erschien er vor dem Ersten Weltkrieg beim Grafen Kotzebue, um den Beschwerden seiner Bauern über

ungerechte Behandlung auf den Grund zu gehen – und der Graf erhöhte das Deputat.

In einer Zeit, als die ständische Feudalordnung noch als gottgewollt galt, das Nationalbewusstsein aber schon heilig gesprochen war und gleichzeitig die rote Revolution die Paradiesporten zu öffnen versprach, kümmerte mein Großvater sich einzig und allein um handfeste christliche Nächstenliebe ohne Hass, ohne Verachtung und ohne Angst. Wir sahen ihn selten, er war auf seinen Feldern oder bei seinen Gemeindemitgliedern. Das blieb so durch die Zeiten der Russifizierung, der ersten bolschewistischen Revolution, des Ersten Weltkrieges und dann der neuen Republik Eesti, die mit einer radikalen Agrarreform den deutschen Grundbesitz des Adels enteignete. Meine Großmutter hatte auf ihre Weise eine Begabung zum Regieren. Sie hatte mit meinem Großvater neun Kinder. Sie kamen noch lange Zeit später in den Sommerferien mit ihren eigenen Kindern zu Besuch ins Pfarrhaus. Daneben kamen auch zahlende Sommergäste, denn das Pfarrhaus war bekannt als ein leibseelischer Erholungsort. Oft saßen fünfundzwanzig bis dreißig Personen an der langen Tafel. Das Regierungstalent meiner Großmutter muss eine angeborene Gabe zum Delegieren gewesen sein. Bis zu den Sechsjährigen verteilte sie Haus- und Gartenarbeiten in jeweils zumutbaren Portionen, die von den wenigen Dienstboten gar nicht zu erbringen gewesen wären. Noch dazu in einem Haushalt ohne Elektrizität und ohne Wasserleitung, wo noch Butter in einer Trommel geschlagen wurde, das Wasser aus dem Ziehbrunnen eimerweise geholt werden musste und Zeitungspapier zu Klopapier für die vier Plumpsklos geschnitten wurde. Sonst konnten wir uns vollkommen frei im Garten und Park, auf den Weiden und im stellenweise mit süßen wilden Erdbeeren überzogenen Wald bewegen. Zu den Mahlzeiten erschallte ein Gong, und der Tag begann und schloss mit einer Andacht. Mein Großvater sagte etwas zu einem Bibeltext und sprach ein Gebet. Und wir sangen Lieder, die ich für immer auswendig weiß, zu denen uns Großmutter am Flügel begleitete. Viele waren getragen von einer so freudigen Jenseitssehnsucht, dass sie Gospels ähnelten. Sie sind heute zum Teil aus den Gesangbüchern verschwunden. Die Ewigkeitshoffnung ist Geheimsache geworden und längst nicht mehr die Energiequelle für das irdische Leben.

Ich sehe die Sommerabende vor mir. Bis auf die Stufen der wein-umrankten Veranda hinaus saßen wir angesichts des blühenden Gartens. Päonien und Kaiserkronen, Rittersporn und Mohn, Heckenrosen, Fliederlauben, die leuchtenden Jasminsterne mit ihrem Duft. Und darüber wölbte sich die Verheißung des himmlischen Gartens, Freude die Fülle, wo Leid und Geschrei aufhören, die Stadt der goldenen Gassen, hätt ich Flügel, flög ich über Berg und Hügel heute noch zu Zions Höhn. Ich sehe uns: meine schöne goldhaarige Cousine, die eine Kinderlähmung überstanden hatte und immer hinken würde. Die kleine asthmatische zehnjährige Ljuba, deren Mutter – eine jüdische Russin – vor kurzem gestorben war, Vilja, die sechzehnjährige Tochter eines estnischen Regierungsbeamten, sie sollte mit uns Deutsch lernen. Die Einzige, die Dauerwellen und modische Kleidung trug und nie barfuß herumlief. Mein Onkel, der älteste Bruder meines Vaters, am Anfang seiner Laufbahn als bekannter Geologe. Er saß auf der obersten Verandastufe, sein Profil mit der gebogenen Nase und den dunklen, buschigen Brauen hob sich vom hellen Sommerhimmel ab. Neben ihm unser Vetter Arved, der auch dieses markante Gesicht vom Großvater geerbt hatte. Er war schon Abiturient, wir bewunderten ihn. Er warf mit neuartigen Behauptungen über Heldentum und Todesmut der Germanen um sich. Ihm zur Seite Bernd, ein Schulfreund, rothaarig, mit vorgerecktem Kinn, von dem er die markigen Sprüche hatte. Wenn meine Großmutter, die sehr logisch und systematisch dachte, um nähere Erklärungen bat, versagten die Jünglinge hilflos.

»Kein Volk ist von selbst heilig und kein Reich auf Erden ewig«, sagte sie dann mit freundlicher Entschiedenheit.

Immer in ihrer Nähe der kleine mongoloide Erwin, leicht schieflend, mit offenem Mund. Wehe, wir wagten, ihn auszulachen. Auf dem bequemsten Sessel die englische Schwägerin meiner Großmutter. Wir mieden sie. Sie hatte den Ehrgeiz, uns Sitten und Englisch beizubringen. Lieber hüteten wir Kühe. Tante Mary hatte wie meine Großmutter eine klare, starke Singstimme, die uns führte und trug. Über den glutroten Mohn, die Fliederlaube, durch den rosafarbenen nordischen Abendhimmel hinaus zu den Lebensbäumen gen Zion in sein Zelt.

1932 war das, ich war acht Jahre alt und sehe es wie der Engel der Geschichte, der im rasenden Sturm rückwärts geweht wird mit

dem Blick auf das Gewesene, Vergehende. Nicht einmal er konnte die kurze Spanne Zeit voraussehen, der wir entgegen gedrängt wurden. Dann hätte er das Grab meines Großvaters erkannt, hätte Vilja gesehen, wie sie mit einem kleinen Handkoffer in ein überfülltes Flüchtlingsboot nach Schweden steigt, ihre Eltern im Viehwagon Richtung Sibirien, wie Erwin liebevoll rechtzeitig vom Todesengel weggetragen wird, uns auf einem deutschen Dampfer, verschifft in das Reich, das nicht ewig sein wird. Arved, von dem die Mitteilung kam: »Gefallen für Führer und Reich«, und Bernd, der hier das Lieblingslied meiner Großmutter mitgesungen hatte: »So lass die Engel singen, dies Kind soll unverletzt sein«, hätte erkannt, wie dieses Lied in seinem Gedächtnis verschüttet wurde, eine schwarze Uniform ihn ganz überzog und Ljubas große Rehaugen ihn entsetzt anstarrten.

Meine Großeltern väterlicherseits waren ohne Herkunft. Herkunft hieß fortlaufende Nachweise, Aufzeichnungen, Schriftliches. Erst damit wurde eine Familie aus einer analphabetischen Namenlosigkeit, einer kindlichen, unbewussten Unmündigkeit in Selbstbewusstsein und Verantwortung in Gesellschaft und Geschichte gehoben. Der Grund dafür lag in irgendeiner Tat, einer Auszeichnung. Später konnte man auf diesem Fundament ohne besondere Leistungen, einfach durch Einhalten der Tradition auf der Bühne bleiben. Es gab unter den väterlichen Vorfahren, soweit sie etwa einhundertundfünfzig Jahre zurückverfolgt werden konnten, schwedische, deutsche, auch estnische Namen. Der erste Ahn war nur mit einem Vornamen und dem Zusatz »der Spanier« im Kirchenbuch auf einer Insel verzeichnet. Das ließ einen fremden Schiffbrüchigen auf der Handelsstraße der Ostsee vermuten. Der Aufstieg in die Deutschsprachigkeit war ein sozialer Aufstieg. Die Nationalitätenfrage gab es in der Ständegesellschaft mit führender deutscher Oberschicht nicht in der heutigen Form. Estnische Vorfahren waren so etwas wie eingeborene Ahnen in einem Kolonialland. Eine meiner Tanten aus der adligen Familie meiner Mutter hat über die Familie meines Vaters etwas ihrer Meinung nach sehr Taktvolles gesagt:

»Ja, man hatte davon gehört, dass da nicht alles in Ordnung ist, aber es sind trotzdem sehr tüchtige Menschen geworden.«

Doch das waren mehr Insider-Ansichten. Nach dem Erdbeben des Ersten Weltkrieges war die hierarchische Gesellschaftsord-

nung so durcheinander geraten, dass vier Kinder meiner bürgerlichen Großeltern Adelige heirateten und drei Kinder meiner adeligen Großeltern Bürgerliche. Die Lebensstile unterschieden sich allerdings weiterhin noch deutlich. Mein Vater küsste nicht den Damen die Hand, wir aber hatten jedenfalls und selbstverständlich vor allen Tanten mütterlicherseits in einen tiefen Knicks über ihren Händen zu versinken. Mein Vater konnte Latein, Griechisch und Hebräisch, er verstand aber kein Wort, wenn meine Mutter über unsere Köpfe hinweg mit ihren Geschwistern Französisch parlierte. Meine Mutter pflegte die spärlichen Überreste von Silber, Porzellan und Möbeln, mein Vater bemerkte sie gar nicht. Meine Mutter gab unumwunden zu, dass ihr die üblichen Aufgaben einer Pfarrfrau nicht lagen, doch wenn nötig, konnte sie schnell und praktisch organisieren. Und sie war von einer begeisternden Gastfreundschaft. Überall im alten, verbauten Haus mit zum Teil dunklen Durchgangszimmern schliefen Menschen. Ständig zwei bis drei Schüler als Pensionäre, deren Eltern irgendwo weit entfernt von deutschen Schulen auf dem Lande wohnten. Immer wieder kamen nahe und ferne Verwandte, auch Vortragende im Auftrag der deutschen Kulturselbstverwaltung aus der Hauptstadt Reval oder der Universitätsstadt Dorpat zu Besuch. Man wohnte damals nicht in Hotels. Interessant war es, wenn Gäste aus Deutschland da waren, sowohl von der Kirche als auch im Rahmen des Verbandes für Auslandsdeutsche. Die Tischgespräche waren lebhaft, manchmal kontrovers, mein Vater liebte Diskussionen. In den Sommerferien, wenn die Pensionäre weg waren, kamen Verwandte, um unseren nahezu mondänen Badeort mit weißem Sandstrand an der südwärts gelegenen Bucht zu genießen. Gelegentlich vermietete meine Mutter auch an Sommergäste aus Finnland oder Schweden. Denn sie brauchte bei dieser Haushaltsführung immer Geld.

So sehr verschieden meine Eltern waren, so einig waren sie sich in der gegenseitigen Toleranz und im Sinn für Humor. Nein, auch der war unterschiedlich. Meine Mutter lachte einfach gern und amüsierte sich über Situationskomik, während mein Vater mit einem scharfen, geistreichen, schlagfertigen Witz begabt war. Manchmal war spürbar, dass meine Mutter seine überlegene Ironie nicht mochte. Meine Mutter war unlogisch, spontan, natürlich, ohne Reflexion. Die einzige Mathematik, die sie beherrschte,

war die komplizierte Genealogie ihres Familienstammbaumes. »Tante Natalie ist von dir eine Großtante ersten Grades, also ist Ellinor, ihre Urenkelin, deine Cousine dritten Grades, ebenso wie Helene, deren Großmutter eine Tochter von ...« oder »der schwedische Zweig der Familie hat sich am Anfang des 18. Jahrhunderts abgespalten, als wir russisch wurden, aber wir haben die Verbindung durch Onkel Georg 1922 wieder gefunden. Während der russische Zweig nach der Revolution natürlich ganz untergegangen ist. Doch aus dem polnischen Zweig war Onkel Karel vor zwei Jahren hier, ein Onkel dritten Grades, dessen Vater ...« Und so ging es ohne Ende weiter zwischen Vorfahren aus Schottland und solchen, die von Bojaren abstammten.

»Wieso sind wir dann deutsch?«, fragte ich, »bei solchen Blutmischungen von überall.«

Meine Mutter sah mich fest mit ihren porzellanblauen Augen an und sagte energisch:

»Weil wir seit siebenhundert Jahren für das Deutschtum gekämpft haben.«

Das war in den zwanziger und dreißiger Jahren immer mehr zum Slogan vieler deutscher Balten geworden. Begründungen hatte meine Mutter bei Mehrheitsmeinungen ihrer Kreise nie gebraucht.

»Aber ich meine das mit dem Blut«, bohrte ich eigensinnig.

»Nun ja«, gab meine Mutter mitleidig zu, »ihr habt eben nur zur Hälfte blaues Blut.«

Mir wurde früh klar, dass wir Mischlinge waren, in jeder Beziehung. Und ich fand das gut. Nie brauchte ich eine vollkommene Identität mit irgendetwas, nie ein totales Zuhausesein, immer konnte ich mich mit Andersartigen verständigen und mich fremder Umgebung anpassen. Mich konnte man nicht vereinnahmen. Andererseits war ich auch herausgefordert, mich im Lebenslabyrinth selbstständig zurechtzufinden. Mein Ariadnefaden war eine leise, manchmal unhörbare Melodie, die an der Pforte des himmlischen Gartens auf Zions Höhen befestigt war.

Auf einem alten Foto von meiner Schulklasse aus dem Jahre 1932 erkenne ich fast alle wieder und weiß noch von den meisten die Namen. Etwa zwanzig neun- bis elfjährige Mädchen und Jungen in der dritten Klasse. Wir hatten nur eine deutsche Schule in der kleinen Stadt, sie führte von der Grundschule bis zum Abi-

tur – es war eine zwölfjährige Lebensgemeinschaft. Für das Foto wurden unsere Schulbänke – zweiseitig mit schwarzen, schrägen Pultischen davor – zusammengerückt, anschließend wurden wir in drei ansteigenden Reihen formiert. Ernst und starr schauten wir in den auf ein Stativ montierten Fotografenkasten. Neben mir in der zweiten Reihe sehe ich Tamara Ojasuu, halb estnischer, halb russischer Herkunft. Ihre verwitwete Mutter schneider-te und sie hatte immer Neid erregend schöne Kleider unter dem grünen Schulkittel an, nicht die ausgewaschenen, geerbten von Schwestern und Cousinen. An den aufgenähten Streifen auf den Schulmützen der Uniform, die wir alle trugen, war zu erkennen, ob wir Grund-, Mittel- oder Oberschüler waren. Das war eine russische Sitte noch aus der Zarenzeit. Ich erkenne Marie-Luise, die Tochter eines adligen enteigneten Gutsbesitzers, der Bankangestellter geworden war. Unsere Eltern verkehrten miteinander. Marie-Luise war blass, brav und sommersprossig mit rötlichen Ringellocken. Ich mochte immer Tamara lieber. Oder Rebekka Bloch, mit dem orientalischen Profil, die so unnachahmlich arrogant ihre linke Augenbraue hochziehen konnte. Sie war Jüdin wie Bluma Birnik, ein blondes zierliches Mädchen mit Stupsnäschen. Sie tanzte Ballett und glänzte auf unseren wundervollen Schultheateraufführungen. Ich tauschte manchmal mein Leberwurstbrot gegen Matzen mit ihr. Mindestens sechs waren jüdischer Herkunft. Daniel Levin war der Sohn eines Rechtsanwaltes. Robert Mandelkorns Eltern hatten ein Stoffgeschäft. Im Unterschied zu diesen beiden immer makellos gekleideten Jungen wirkte Schollem Salkin aus der Vorstadt mit seinen schlecht geflickten ausgelei-erten Sachen ärmlich. Vielleicht sieben von uns waren russischer oder estnischer oder auch schwedischer Abstammung und trugen Vornamen wie Gaija, Helju, Schura oder Sven und Nachnamen wie Ohlsson, Pawlowsky, Lepik. Die weißblonde Tochter eines dänischen Ingenieurs, der beim Neubau der Flussbrücke beschäftigt war, Bodil, kam später in unsere Schule. Meiner Mutter war dieses undefinierbare soziale und nationale sowie konfessionelle Durcheinander suspekt. Sie beneidete ihre Verwandten in der Hauptstadt, die ihre Kinder in rein deutsche höhere Schulen schicken konnten, wo sie unter sich waren. Meine Schwester und ich sollten wenigstens in dieser Schule erstens nicht auf die Toiletten gehen und zweitens nie heulen.

»Nimm dich zusammen«, hieß es von klein auf. Andererseits wäre die Mädchenschule der Hauptstadt mit ihrer »edleren« Besetzung nie in der Lage gewesen, auch nur annähernd etwas so Sensationelles wie unsere Theateraufführungen auf die Beine zu stellen. Die professionell mit Bühnenbildern und Kostümen ausgestatteten Stücke hatte unser geniale Direktor geschrieben, als Bühnenbildner fungierte der von begabten Schülern unterstützte deutsche Fotograf, die Revue- und Balletteinlagen stammten von der halbbestnischen Tanzlehrerin. Die Aufführungen fanden im deutschen Bürgerclub statt, der einen Theatersaal mit richtiger Bühne, Kulissen und Scheinwerfern besaß. Zum hundertsten Todestag Goethes wurden Szenen aus seinen Dramen gespielt und lebende Bilder, die bekannten Gemälden nachgestellt waren, gezeigt. Darunter Lotte aus Werthers Leiden im Kreise ihrer kleinen Geschwister. Alinka, die Tochter einer kaukasischen Fürstin, sah Feuerbachs Iphigenie so ähnlich, dass man ihr den sehnsuchtsvollen Blick übers Meer, mit dem sie das Land der Griechen suchte, ohne Weiteres abnahm. Eines der Phantasiestücke wies sogar Sciencefiction-Einlagen insofern auf, als einem Schüler im Traum roboterhafte Marsmenschen erschienen oder der Tanz ultravioletter Strahlen zu sehen war. Ein anderes Stück spielte auf dem Meeresboden im versunkenen Vineta. Marie-Luise und ich wiegten uns in grünen Kleidern mit Schuppen aus Silberpapier und offenen Haaren als Meeremädchen. Bluma hüpfte als Seepferdchen zwischen uns.

Doch ließen viele aus der Mischbevölkerung, meist Gewerbetreibende oder Kaufleute, ihre Kinder auch auf die deutsche Schule gehen, weil sie den Ruf einer alten Bildungstradition hatte. Russen und Juden sprachen ohnehin besser Deutsch als Estnisch und waren daher auch in unserer Schule. Sie hatten wie die deutsche Minderheit das Recht auf Kulturautonomie, das heißt auf eigene Schulen, Kirchen beziehungsweise Synagogen und Zeitungen (Estlands Minderheitenpolitik war und ist noch beispielhaft für Europa). Aber in unserer kleinen Stadt wurden keine eigenen Schulen wie in der Hauptstadt gegründet. So kam es, dass auf unserer Schule ein Rabbi in Kaftan und rauschendem Bart Hebräisch unterrichtete. Manchmal standen auf der Tafel noch Schriftzeichen aus dem Talmud, die nicht ausgelöscht waren. Die Orthodoxen unterrichtete ein wohlbeleibter bärtiger Pope. Die